

Christine Gruber, Elfriede Fröschl (Hg.)

GENDER-ASPEKTE IN DER SOZIALEN ARBEIT

CZERNIN VERLAG, WIEN

Mit freundlicher Unterstützung von:



Sokrates

Europäische Kommission: General-Direktion Bildung und Kultur

und



Büro für Europäische Bildungskooperation (BMBWK)

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Gruber, Christine / Fröschl, Elfriede (Hg.):

Gender-Aspekte in der Sozialen Arbeit / Christine Gruber / Elfriede Fröschl (Hg.)

Wien: Czernin Verlag 2001

ISBN 3-7076-0107-2



© 2001 by Czernin Verlag GmbH, Wien

Umschlagentwurf: Bernhard Kerbl

Herstellung: Horst Krieg

Lektorat: Dr. Susanne Feigl

Druck: Wiener Verlag, Hainberg

ISBN 3-7076-0107-2

Alle Rechte vorbehalten, auch der auszugsweisen Wiedergabe in Print- oder elektronischen Medien

Inhalt

Vorwort	11
Einleitung	13

Margrit Brückner

GENDER ALS STRUKTURKATEGORIE & IHRE BEDEUTUNG FÜR DIE SOZIALARBEIT

1. Über die Schwierigkeit, ein Geschlecht zu haben und ein Mensch zu sein	15
2. Die theoretische Relevanz von Geschlecht als Strukturkategorie ..	17
3. Resümee	21

Birgit Rommelspacher

GLOBALISIERUNG UND GESCHLECHTERVERHÄLTNIS

1. Zum Begriff der Globalisierung	25
2. Polarisierungen im Erwerbssektor der Europäischen Industrienationen	27
3. Neue Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit	31
4. Gegenbewegungen	34
5. Resümee	41

Ulrike Zartler

ARMUTSRISIKEN UND ARMUTSBEKÄMPFUNG

1. Was ist Armut?	43
2. Frauenarmut – Männerarmut	46
3. Wie wirkt sich Armut aus?	54
4. Bekämpfung und Verhinderung von Armut	56

Sibylla Flügge / Gabriele Vana-Kowarzik

GENDER-ASPEKTE DES RECHTS

1. Allgemeine Einführung	63
2. Feministische Rechtswissenschaft als Grundlage einer kritischen Auseinandersetzung mit den rechtlichen Rahmenbedingungen	64

- Nagl-Docekal, Herta (Hg.) (1993). *Jenseits der Geschlechtermoral. Beiträge zur feministischen Ethik*. Frankfurt/Main.
- Nunner-Winkler, Gertrud (Hg.) (1993). *Weibliche Moral: Die Kontroverse um eine geschlechtsspezifische Ethik*. Frankfurt am Main / New York.
- Ostner, Ilona (1995). Arm ohne Ehemann? Sozialpolitische Regulierung von Lebenschancen für Frauen im internationalen Vergleich. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte, Beilage zur Wochenzeitung „Das Parlament“*, B 36 – 37, 1. Sept., 3 – 12.
- Ostner, Ilona (1993). Zum letzten Male: Anmerkungen zum „weiblichen Arbeitsvermögen“. In: Gertraude Krell / Margit Osterloh (Hrsg.), *Personalpolitik aus der Sicht von Frauen*. München/Mehring, 107 – 121.
- Ostner, Ilona / Elisabeth Beck-Gernsheim (1979). *Mitmenschlichkeit als Beruf*. Frankfurt am Main / New York.
- Pateman, Carol (1989). *The Disorder of Women*. Cambridge.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1993). *Verantwortlichkeit und Macht*. Bielefeld.
- Rabe-Kleberg, Ursula (1988). „Weibliches Arbeitsvermögen“ und soziale Berufe – ein gutes Verhältnis? In: *Frauenforschung*, Jg. 6, 4, 28 – 31.
- Rampf, Renate (1997). Kann die Care-Perspektive auf sozialstaatliche Fragestellungen übertragen werden? In: Helga Braun / Dörte Jung (Hg.) a.a.O., 96 – 112.
- Rommelspacher, Birgit (1992). *Mitmenschlichkeit und Unterwerfung*. Frankfurt am Main / New York.
- Sauer, Birgit (1997a). Krise des Wohlfahrtsstaats. Eine Männerinstitution unter Globalisierungsdruck? In: Helga Braun / Dörte Jung (Hg.) a.a.O., 113 – 147.
- Sevenhuijsen, Selma (1997). Feministische Überlegungen zum Thema Care und Staatsbürgerschaft. In: Helga Braun / Dörte Jung (Hg.) a.a.O., 74 – 95.
- Sozialarbeiterinnengruppe Frankfurt (1978). *Gefühlsarbeit*. In: *Sozialmagazin*, 9, 22 – 31.
- Ungerson, Clare (1997). Social Politics and the Commodification of Care. In: *Social Politics*, Vol.4, 3, 362 – 381.
- Ungerson, Clare (1994). *The Commodification of Care: Current Policies and Future Politics*. Vortrag im Research Committee 19, 13. Weltkongress der Soziologie, Bielefeld.
- Veil, Mechthild (1997). Wie zukunftsweisend sind feministische Sozialpolitikentwürfe in der Krise des Sozialstaats? In: *Widersprüche* 17, Jg. 66, 4, 189 – 196.
- Veil, Mechthild (1996). Debatten zur Zukunft des bundesdeutschen Sozialstaats – feministische Einwände. In: *Feministische Studien* 2, 61 – 74.

EI FRIEDE FRÖSCH

Beruf Sozialarbeit

1. EINLEITUNG

Sozialarbeit, ein Beruf, der sich hauptsächlich mit Benachteiligung beschäftigt, sollte besonders hohe Standards gegen Diskriminierungen in den eigenen Reihen haben. Dies ist jedoch, vor allem was die Reflexion des Geschlechterverhältnisses betrifft, kaum der Fall. Im Folgenden wird versucht, die Entwicklung des „Berufs Sozialarbeit“, in dem hauptsächlich Frauen beschäftigt sind, zu skizzieren und zu zeigen, dass Sozialarbeit schon immer ein Beruf war, in dem Frauen wenig zu entscheiden hatten.

Aktuell bestehen Tendenzen, soziale Leistungen zunehmend aus der staatlichen Hoheitsverwaltung auszugliedern, einerseits, indem öffentliche Aufgaben im Sozialbereich an private Vereine abgetreten werden und andererseits, indem bestimmte Tätigkeiten vermehrt von StaatsbürgerInnen übernommen werden sollen, wobei sich dieser Appell implizit meist an Frauen richtet. Sozialarbeit könnte sich vermehrt in einen verberuflichten und einen ehrenamtlichen Teil aufspalten. Durch eine zunehmende Ökonomisierung der Sozialarbeit besteht außerdem die Gefahr, dass sich die Sozialarbeit in einen „verwaltenden und leitenden“ und einen „ausführenden“ Bereich teilt. Die gegenwärtigen Strukturen des Geschlechterverhältnisses in der Sozialarbeit lassen erahnen, wer dann die jeweiligen Bereiche hauptsächlich besetzen wird. Parallel dazu existiert jedoch auch die Frauenbewegung, die nicht nur die Entstehung des Berufes Sozialarbeit geprägt hat, sondern auch seit den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts entscheidenden Einfluss auf die Themen und Methoden der Sozialarbeit hatte. Nicht zuletzt deshalb gibt es ein Bewusstsein über geschlechtshierarchische Strukturen, über die Notwendigkeit, Themen aus dem Bereich der Sozialarbeit geschlechtsspezifisch zu betrachten, um zu verhindern, dass praktische Arbeit hauptsächlich auf der Basis männlich geprägter Theorieansätze geleistet wird, die den spezifischen Lebensverhältnissen weiblicher Klientinnen oft nicht Rechnung trägt.

In welche Richtung sich die Sozialarbeit entwickeln wird, ist offen. Die folgenden Reflexionen des Geschlechterverhältnisses in einigen ausgewählten Bereichen des „Berufes Sozialarbeit“ haben jedenfalls das Ziel, der Geschlechterdemokratie innerhalb der Sozialarbeit näher zu kommen.

2. GESCHICHTLICHER ABRISS

Die Entstehung der Sozialarbeit als Beruf hat mit verschiedenen gesellschaftlichen und sozialen Veränderungsprozessen zu tun. Durch die allmähliche Auflösung feudalistischer Produktionsverhältnisse kam es im 18. und 19. Jahrhundert zu zwei gegenläufigen Tendenzen: Freisetzung/Entwurzelung von Arbeitskräften auf der einen Seite und Einschließung/Disziplinierung von unangepassten Menschen auf der anderen (Schmidbauer 1994). Die Freisetzung und Entwurzelung führte zu großer Armut vor allem in den Städten, in die Landlose auf der Suche nach Arbeit drängten.

Zucht-, Arbeits- und Armenhäuser entstanden für diejenigen, die sich aus eigener Kraft nicht in den Arbeitsprozess integrieren konnten oder die aus anderen Gründen aus ihren sozialen Bezügen herausfielen. In den Arbeitshäusern wurden Elemente der Armenfürsorge, der medizinischen Versorgung, des Strafvollzuges und der Wirtschaftsförderung verknüpft (Schmidbauer 1994). In der Vorgeschichte der Sozialarbeit sind Aspekte der sozialen Kontrolle und der Verwaltung von Armut besonders auffällig. Sexualität, Gewalt, Krankheit, psychische Krankheiten und Tod sind Bereiche, die öffentlicher Regelung unterworfen werden. Besonders Frauen wurden aufgrund strikter Rollenvorgaben und damit einhergehender strenger moralischer Regeln kontrolliert, in den „Armenhäusern“ fanden sich besonders viele ledige Mütter und ehemalige Prostituierte. Diese „Versorgung“ durch Städte und Gemeinden wurde bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts von Bürgern mit Wahlrecht ehrenamtlich durchgeführt und verwaltet (vgl. Zeller 1994, 22). Den ehrenamtlichen „Armenvögten“ standen jedoch auch männliche Hilfskräfte zur Verfügung, die bezahlt wurden.

Der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhundert einsetzenden Industrialisierung folgte die geschlechtliche und räumliche Arbeitsteilung durch Verankerung des Modells der (bürgerlichen) Kleinfamilie, demzufolge der Mann außerhalb der Familie für den Lebensunterhalt sorgt und die Frau das Haus und die Kinder beaufsichtigt sowie für eine behagliche Atmosphäre verantwortlich ist. Ideologisch wurde dieses Modell mit der Unterschiedlichkeit der Geschlechter begründet. Die Frau sei, so hieß es, von „Natur aus“ dazu vorgesehen, Kinder zu bekommen und zu versorgen, wogegen die Aufgabe des Mannes in seiner Betätigung in der öffentlichen Sphäre liege. Dieses Modell galt allerdings hauptsächlich für die reiche Oberschicht. Frauen der Arbeiterschaft mussten fast immer außerhäuslich berufstätig sein, was ihnen jedoch im Unterschied zu den Frauen des Bürgertums zumindest ein Minimum an eigenem Einkommen sicherte. „Die Armut der sozialen Unterschicht gibt den Damen aus der höheren Gesellschaftsklasse Anlass zu guten Taten. So versuchen zum Beispiel beim sogenannten ‚Slumming‘ Frauen aus Adel und Bürgertum das soziale Elend in den Armenvierteln eng-

lischer (aber nicht nur dort: Anm. der Verf.) Städte durch Wohltätigkeit zu mildern.“ (Fox-Wallner 1994, 14). Diese Betätigung war gleichzeitig die einzige anerkannte Möglichkeit für Frauen der Oberschicht, außerhalb des Hauses eine sinnstiftende Aufgabe zu finden.

Der in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert einsetzenden bürgerlichen Frauenbewegung war es, neben der Erlangung des Frauenwahlrechtes und dem Zugang der Frauen zu höheren Schulen und Hochschulen, ein großes Anliegen, gesellschaftliche Betätigungsfelder für Frauen zu erkämpfen. Dafür wurde als Schlüsselbegriff und Leitidee der Begriff der „geistigen Mütterlichkeit“ verwendet, der in geschickter Weise das bürgerlich-biologistische Konzept der Mütterlichkeit aufgreift und verwendet, um auf anerkannte Weise den eigenen Handlungsspielraum zu erweitern, indem Frauen auch außerhalb der Familie tätig sein können. Der Begriff „Geistige Mütterlichkeit“ wurde von Henriette Schrader-Breyman geprägt und besagt im Prinzip, dass Mann und Frau zwar unterschiedlich sind, die „weiblichen“ und „männlichen“ Eigenschaften einander ergänzen und daher auch beide für eine funktionierende Gesellschaft notwendig sind. „In voller Übereinstimmung mit der idealistischen Geschlechterphilosophie erlaubt das Ideal geistiger Mütterlichkeit auch den Frauen weiblich zu leben und anerkannt zu werden, die sich gerade aus den Fesseln der bürgerlichen Ehe befreien wollen. Es bereitet den Boden für ein den Frauen zugestandenes, öffentliches und zugleich ‚ehrbares‘ Auftreten und Wirken.“ (Simmel-Joachim 1990, 44). Der Begriff „geistige Mütterlichkeit“ kann also vor allem im Rückblick als Strategie interpretiert werden, die Anpassung an Rollenzuschreibungen mit gleichzeitigem Widerstand dagegen verbindet. Wobei allerdings die Widerständigkeit auch in Frage gestellt wird: Die patriarchale Spaltung in „gute“ und „schlechte“ Mütter wird aufrechterhalten, indem nun die „guten“ für die „schlechten“ sorgen. Und letztlich ist es ein Entwurf von Frauen „mit schöner Seele und reinem Gemüt“ (Simmel-Joachim 1990, 45). Dieser Grundstein eines Berufes wird angesichts gegenwärtiger Tendenzen, soziale Arbeit in die Familie (= zu den Frauen) zurückzuverlagern, zur Hypothek.

Trotzdem zeigt sich, dass die Ausdehnung des Handlungsspielraumes auf die außerhäusliche Sphäre einen Emanzipationsschub bewirkte und auf Frauen, die ein unkonventionelleres Leben anstrebten, große Anziehungskraft hatte. Viele Frauen, die sich der Frauenbewegung zugehörig fühlten, prägten die Soziale Arbeit. In Deutschland gründete 1892 Jeanette Schwerin die „Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur“, die sich für die Reform des Armenpflegewesens einsetzte (vgl. Zeller 1994, 33). 1993 gehörte sie zum Gründungskomitee der Berliner „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“, deren öffentlicher Aufruf an Töchter aus „gutem Haus“, sich ehrenamtlich zu betätigen, viele junge Frauen, darunter auch Alice Salomon, erreichte. 1899 wurde von Jeanette Schwerin ein „Jahreskurs zur beruflichen

Ausbildung in der Wohlfahrtspflege“ initiiert, nach ihrem Tod im selben Jahr übernahm Alice Salomon die Koordination dieses Kurses, der schließlich zur 1908 gegründeten ersten zweijährigen Sozialen Frauenschule in Deutschland führte. Die für die Wohlfahrtstätigkeit erforderlichen Fähigkeiten sollten systematisiert und dadurch erlernbar, also professionalisiert werden. „Die sozialen Frauenschulen wandten sich an sozial engagierte Frauen und entwickelten ein eigenes Berufsbild, das sich gegenüber den ordnungsstaatlichen Vorstellungen einer bürokratischen Sozialverwaltung abgrenzte.“ (Puch 1994, 31). Das vermittelte Wissen sollte praxisbezogen sein (Abgrenzung zu Universitäten), die Ausbildung sollte besonders die persönlichen Werthaltungen und Weltanschauungen zum Thema haben, da vor allem Alice Salomon den Standpunkt vertrat, Sozialarbeit sei vor allem Berufung, für die persönliche Eignung notwendig sei (vgl. Zeller 1994). An diesem Anspruch einer Ausbildung, die eine Verbindung von fachlicher und sozialer Charakterbildung herstellen wollte, wird vor allem kritisiert, dass die Charakterbildung an einem Bild der Frau orientiert war, das stark ideologische Züge enthält (vgl. z.B. Berndt 1999, 27). „Diese weltanschauliche Wertorientierung fand jedoch im Lehrplan ihr Gegenüber und Korrektiv in der objektivierenden Wirkung wissenschaftlicher Erkenntnisse, die aus den traditionellen universitären Disziplinen gewonnen wurden (Nationalökonomie, Medizin und Soziologie)“ (Puch 1994, 31).

Parallel dazu entwickelten sich Anfang des 20. Jahrhunderts die bereits erwähnten Fürsorgebürokratien weiter, von Männern geleitet, während die „Basisarbeit“ von den Absolventinnen der sozialen Frauenschulen geleistet wurde, die kaum Entscheidungsbefugnisse über die Vergabe materieller Unterstützung hatten.

Die Arbeitsfelder sind in besonderem Ausmaß im Bereich der „Sittlichkeit“ und Kontrolle von Frauen zu finden: Zielgruppen der „Hilfe“ waren vor allem ledige Mütter, in Not geratene Frauen und Prostituierte. Viele AutorInnen verweisen auf die Widersprüche in der Gesellschaft, welche die idealistisch tätigen Frauen, die den moralischen Ansprüchen der Gesellschaft entsprachen, nicht ausgleichen konnten: „Die ‚idealistische Überhöhung der Rolle der Frau‘ war gepaart mit ‚gleichzeitiger juristischer und sozialer Diskriminierung‘ der Frau, vor allem der unehelichen Mutter.“ (Berndt 1999, 27).

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde die Wohlfahrtspflege im Zuge von allgemeinen Sozialreformen immer mehr zur Angelegenheit öffentlicher Träger. Die ehrenamtliche Armen- und Wohlfahrtspflege ging stark zurück.

Zur gleichen Zeit werden in vielen Ländern einige Forderungen der Frauenbewegung erfüllt, wie beispielsweise die nach dem Frauenwahlrecht, nach Zulassung zum Studium und Zugang zu den meisten Berufen. Der Schwerpunkt der Tätigkeit von Frauen bleibt allerdings der soziale Sektor. Die

(geringe) Bezahlung im Unterschied zur früheren ehrenamtlichen Tätigkeit erfolgte, weil klar wurde, dass die Ehrenamtlichen dem wachsenden Bedarf und der reformierten, auf gesetzliche Grundlagen gestellten modernen Fürsorge, vor allem im Bereich der Kinder und Jugendfürsorge, nicht lange genügen würden. So wurde etwa in Wien bis zum Jahr 1913 die Wohlfahrtspflege der Säuglinge und Kleinkinder durchwegs durch ehrenamtliche und kaum geschulte Hilfskräfte durchgeführt. Immer wieder gab es jedoch Beschwerden, dass diese Art der Arbeit kaum Kontinuität gewährleisten könne: „(...)muß doch bei freiwilligen Hilfskräften in einem Konflikt zwischen Familienpflichten und Fürsorgepflichten zugunsten der Familie, bei Berufstätigen zugunsten der Schützlinge entschieden werden. Auch die aufopferungsvolle freiwillige Helferin wird – und muß – bei einer Massenepidemie ihr eigenes Kind pflegen...Die Beamtin wird...die Berufspflicht voranstellen müssen.“ (Arlt, zit. nach Mittermeier 1994, 108). Nach wie vor blieb jedoch die Spaltung zwischen Männern in der Verwaltung und im Innendienst, die über wenig Spezialwissen hinsichtlich sozialer Probleme verfügten, und Frauen im Außendienst, die sehr schlechte Arbeitsbedingungen, ein geringes Einkommen und wenig Entscheidungsbefugnisse hatten, aufrecht. Diese Teilung bewirkte eine Trennung von Arbeitsgängen, die ihrem Inhalt nach aber zusammengehörten. „Sie (die Fürsorgerinnen, Anm. der Verf.) besaßen über die Art, das Maß und die Höhe der beantragten Fürsorgeleistungen keine Weisungsbefugnisse. Die Fürsorgerinnen bleiben weitgehend Ermittlerinnen des Massenelends“ (Zeller 1994, 114).

Während die berufliche Sozialarbeit in Österreich und Deutschland hauptsächlich aus der ehrenamtlichen „Einzelfallhilfe“ entstand, prägte im angelsächsischen Raum die so genannte Settlement-Bewegung, die in England um 1880 begann, Blickrichtung und Arbeitsweisen der Sozialarbeit. Sie entstand aus dem Versuch, Kontakte zwischen Armen und Reichen zu fördern, indem Wohlhabende in die verslumten Stadtteile zogen und dort soziale Arbeit im Stadtteil leisteten. „Die Aktivitäten selbst waren vielfältig: Fürsorge für Säuglinge und Kleinkinder, Arbeit mit Kindern und Jugendlichen, Arbeit mit Frauen und Familien, Gefängnisarbeit, Erholung für Erwachsene und Kinder, Bildungs- und Clubarbeit; Kaum ein Feld sozialer Arbeit, das nicht vertreten war.“ (Sachße 1994, 123). Diese Bewegung griff besonders stark auf die USA über, wobei hier vor allem mit armen Einwanderern gearbeitet wurde. 1889 wurde in Chicago das berühmte Hull-House von Jane Addams und Ellen Star eröffnet. Unterschiede zwischen England und den USA bestanden vor allem darin, dass die Settlement-Bewegung in England hauptsächlich das Werk protestantischer junger Männer und in den USA vorwiegend von jungen Frauen mit Collegeabschluss war, wodurch in den USA der religiöse Gedanke weniger im Vordergrund stand.

Es scheint so, als wären die US-amerikanischen Sozialarbeiterinnen auch unabhängig von der Settlement-Bewegung schon sehr früh (1930) einen „politischen“ Weg gegangen als ihre europäischen Kolleginnen: „In Chicago...there was the strongest and most explicit tendency to consider social work primarily as the organisation of social reform. However from the very beginning, supporters of individual casework had also paid serious attention to the problems involved. Richmond claimed that the knowledge and expertise of caseworkers should be the basis of any social legislation.“ (Waalwijk o.J., 336). Dies waren frühe Versuche, die vor allem für Deutschland und Österreich beschriebene Spaltung zwischen Verwaltung und Gesetzgebung, die in männlicher Hand waren, und den Praktikerinnen zu überwinden.

Die Settlement-Bewegung und auch die wissenschaftlichen Arbeiten von Mary Richmond, die Methoden des „case-work“ systematisierte und weiterentwickelte, hatten auf Deutschland und im Speziellen auf Alice Salomon durch deren internationale Kontakte großen Einfluss. Alice Salomon bemühte sich vor allem um die Weiterentwicklung des Berufs der Sozialarbeiterin, indem sie Lehrbücher für die Berufsausbildung verfasste und 1925 eine „Deutsche Akademie für soziale und pädagogische Frauenarbeit“ gründete, die sich hauptsächlich der Fortbildung der Fürsorgerinnen widmen sollte.

Diese Entwicklung wurde in Deutschland und Österreich durch den Nationalsozialismus unterbrochen. Wegen politischer und rassistischer Verfolgung mussten zahlreiche der kreativsten im Sozialbereich tätigen Frauen, darunter auch Alice Salomon, Deutschland verlassen.

„Im Nationalsozialismus wird das Prinzip der Mütterlichkeit, nach dem Frauen von vornherein für Menschlichkeit zuständig sind, ad absurdum geführt. Frauen sind tatkräftig in der Vernichtungsmaschinerie des dritten Reiches tätig, oft auch als Fürsorgerinnen. Dafür wird Mütterlichkeit in ihrer biologischen Komponente der ‚Erhaltung und Reproduktion arischen Erbgutes‘ mit der Anerkennung durch das Mutterverdienstkreuz ausgezeichnet.“ (Fox-Wallner 1994, 20). Die wichtigste Grundlage, auf der die NS-„Fürsorge“ aufbaut, war die „Rassenhygiene“. Erwünschte Menschen sollen gefördert, unerwünschte ausgemerzt werden, wobei auch Fürsorgerinnen durch ihre Ermittlungsarbeit vor Ort mitwirkten. Die Theorie, dass verschiedene Charaktereigenschaften angeboren und vererbt werden, macht jegliche Resozialisierungsarbeit unnötig. Sehr deutlich wird zwischen erwünschten „kinderreichen Familien“ und unerwünschten „asozialen Großfamilien“ unterschieden, Fürsorgerinnen waren hauptsächlich als Kontrolleurinnen eines unmenschlichen Regimes eingesetzt. Über die Sozialarbeit im Nationalsozialismus schreibt Karin Windaus-Wälsch: „Weiblichkeit war mitnichten ein Hort von Humanität...das Geschlecht an sich hatte sich als bar jeder Qualität erwiesen, als den Widerstand gegen die Barbarei nicht beeinflussende Invariable menschlicher Existenz.“ (Windaus-Wälsch 1991, zit. nach

Meinhold 1993, 73). Das Verhalten der allermeisten Fürsorgerinnen im Nationalsozialismus zeigt jedoch auch, dass das Konzept von „geistiger Mütterlichkeit“, das den Beruf prägte, unter extremen Bedingungen keine Quelle für Widerstandspotential war, im Gegenteil beweisen die bisher vorliegenden Forschungen zum Verhalten der „Volkspflegerinnen“, dass ihre Anpassung trotz (oder wegen) der „hohen Moralität“, die in der Ausbildung vermittelt wurde, reibungslos vor sich ging (vgl. Berndt 1999).

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden in den meisten europäischen Ländern auch Männer zur Fürsorgeausbildung zugelassen, was nichts daran änderte, dass fast ausschließlich Frauen in der Sozialen Arbeit tätig waren, diese Arbeit weiterhin schlecht bezahlt war und geringen gesellschaftlichen Einfluss hatte.

2.1. Die politische Phase

Diese Situation änderte sich durch die gesellschaftspolitischen Diskussionen der sechziger und siebziger Jahre, in denen vermehrt soziologische Theorien zur Erklärung der Ursachen sozialer Probleme herangezogen wurden. Gesellschaftliche Rahmenbedingungen und die daraus entstehende soziale Ungleichheit wurden als hauptverantwortlich für die Entstehung sozialer Probleme angesehen. Folgerichtig mussten sich daher auch die Methoden verändern. Gemeinwesenarbeit oder politische, gesellschaftsverändernde Arbeit standen im Zentrum vor allem der theoretischen Diskussion (weniger der sozialarbeiterischen Praxis).

„Die Lösungsansätze sozialer Probleme orientierten sich in den siebziger Jahren an einer Kritik an der Gesellschaft...Sozialarbeit sollte politische Arbeit sein und sich zu einer Strategie entwickeln, die es den marginalisierten Gruppen ermöglichte, sich einen Platz in der Gesellschaft zu erkämpfen und damit die auf extremer Ungleichheit beruhenden Grundlagen des Systems zu durchbrechen.“ (Brückner 1992, 7f). In dieser Zeit entstanden aufgrund der Kritik an den traditionellen Institutionen (der Sozialarbeit) nicht nur viele neue Projekte, wie Frauenhäuser, Wohngemeinschaften für Jugendliche, offene Psychiatrieprojekte usw. Es wurden auch bestehende Organisationsstrukturen und sozialarbeiterische Methoden verändert. Die Ausbildung und der Beruf der SozialarbeiterIn dehnten sich auf neue Tätigkeitsfelder aus (vgl. für Österreich: Simon 1995). Das Prestige und die Bezahlung stiegen, was sich auch in einem steigenden Männeranteil ausdrückte (vgl. auch Brückner 1992), wobei sich diese Männer dann wiederum für einen weiteren Zugewinn an Anerkennung einsetzten. In dieser Zeit übernahmen in Österreich sukzessive Männer die Leitung der Akademien für Sozialarbeit, die vorher fast ausschließlich von Frauen besetzt waren. 1976 waren von acht DirektorInnen fünf Frauen und drei Männer. 1993 standen acht Direktoren einer Frau

gegenüber, wobei diese einzige verbliebene Frau die Funktion einer pädagogischen Leiterin innehatte, das heißt, sie hatte einen Direktor als Vorgesetzten. 1998 war das Verhältnis von Männern und Frauen in Leitungspositionen 7:2 (mit oben erwähnter pädagogischer Leiterin) (Schauer 1994). „Ab den 70er Jahren wurden immer mehr Männer Sozialarbeiter, und dadurch kam es zur sogenannten Professionalisierungsdebatte. Männer wollten ihre Tätigkeit natürlich aufwerten, was sich in höherer Bezahlung und höherem Prestige des Berufs ausdrücken sollte.“ (Glaser 1998, 252)

Gleichzeitig entwickelte sich durch die neue Frauenbewegung eine Auseinandersetzung um die Position der Klientinnen in der Sozialarbeit. Für viele Arbeitsbereiche wurden frauenspezifische Ansätze entwickelt, einige Probleme wurden von Feministinnen geradezu „entdeckt“ und durch hartnäckige Öffentlichkeitsarbeit der Gesellschaft bewusst gemacht – allen voran die Themen „Gewalt gegen Frauen in der Familie“ und „Sexueller Missbrauch“. Frauen wurden hauptsächlich als „Opfer“ des Patriarchats und als moralisch gut angesehen. Diese Sicht von Frauen war wichtig, um deren benachteiligte Position in der Gesellschaft bewusst zu machen, fixiert sie aber letztlich auf ihre angestammten Rollen und tradiert das polare Geschlechterverhältnis (vgl. den Begriff „geistige Mütterlichkeit“). Diese Sichtweise hat manchmal den (damals unbeabsichtigten) Nebeneffekt, dass an Frauen höhere moralische Anforderungen als an Männer gestellt werden.

2.2. Die therapeutische Phase der achtziger Jahre

In der Sozialarbeit der achtziger Jahre wird die Tendenz zur soziologischen Erklärung sozialer Probleme in Richtung psychotherapeutischer Konzeptionen verlagert.

„Jetzt schien Aufbruch – sowohl der Betroffenen als auch der eigene – wesentlich an die Aufarbeitung der eigenen Biographie und der persönlichen Schwierigkeiten und erlittenen Kränkungen gebunden.“ (Brückner 1992, 8). Ohne therapeutische Zusatzausbildung schien es schwierig, eine Anstellung als SozialarbeiterIn zu bekommen. Es wird die Meinung vertreten, diese Schwerpunktverschiebung stehe in Zusammenhang mit der Verknappung der materiellen Ressourcen. Tatsächlich wurden in den achtziger Jahren in vielen Staaten budgetäre Einsparungen, vor allem im Sozialbereich, vorgenommen. Die sozialarbeiterischen Angebote mussten sich daher fast zwangsläufig von der materiellen Unterstützung zu anderen Schwerpunkten verlagern.

Wie viele Entwicklungen in der Sozialarbeit beinhaltet auch diese Ambivalenzen: Einerseits waren und sind therapeutische Zusatzausbildungen wichtig für die Professionalisierung und Reflexionsfähigkeit von SozialarbeiterInnen, sowohl was den Umgang mit KlientInnen als auch mit KollegInnen betrifft, und es ist auch wichtig, die Eigenverantwortung von

KlientInnen anzusprechen. Gleichzeitig kann jedoch die Verlagerung der Schwerpunkte auf die jeweilige Biographie auch eine Individualisierung sozialer Probleme bedeuten.

In diesem Jahrzehnt entwickelten sich auch feministische Einrichtungen weiter, und es entstanden Theorien zur feministischen Beratungsarbeit, Gruppenarbeit mit Frauen, politischen Arbeit usw. Der „Eigenanteil“ der Frauen an ihrer benachteiligten Situation wird thematisiert. In dieser Phase entstehen auch – sehr vereinzelt – Männerprojekte, in denen erstmals auch die (sozialen) Probleme, die Männer aufgrund ihrer Geschlechterrolle haben, angesprochen werden. Wenig Auseinandersetzung gibt es jedoch mit Männern, die aufgrund ihrer traditionellen Geschlechterrolle Probleme verursachen (z.B. gewalttätige Männer). Im Gegenteil. Klienten wird viel mehr an Widerstand, Verweigerung und Aggression zugestanden als Klientinnen (vgl. Burden/Gotlieb 1987).

2.3. Managementphase der neunziger Jahre

Die so genannte Managementphase der neunziger Jahre ist durch „die Erkenntnis, daß jede Einrichtung für ihr eigenes Fortkommen bzw. Überleben sorgen und dabei ihre Effizienz nachweisen muß“, geprägt. (Brückner 1992, 9). Es geht vor allem um die Integration wirtschaftlicher Themen in die Sozialarbeit, um Planung von Arbeitsabläufen, Professionalisierung der Vertretung sozialer Organisationen nach außen und der Dokumentation von Hilfsprozessen. Alle diese Maßnahmen sollen der Qualitätssicherung dienen. Die Dokumentation dient neben der Reflexion des Hilfsprozesses dem Nachweis gegenüber den GeldgeberInnen, dass die finanziellen Mittel so sparsam und effizient wie möglich eingesetzt werden. Qualität wird dabei nicht nur als Produkt von Fachlichkeit angesehen, sondern als Ergebnis eines interaktiven Abstimmungsprozesses zwischen der sozialen Organisation, ihrem Klientel und öffentlichen und privaten Förderern. Neben politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ist dieser Prozess von den organisatorischen Fähigkeiten der jeweiligen Organisation abhängig – diese Fähigkeiten zu entwickeln und zu verbessern ist Inhalt von Sozialmanagement-Ausbildungen.

Badelt (1991) zählt in einem Referat bei einer Tagung über Sozialmanagement Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen wirtschaftlichen und sozialen Organisationen auf. Die Hauptunterschiede liegen seiner Meinung nach vor allem in der Schwierigkeit der Messbarkeit des „Erfolges“ von Sozialer Arbeit und der geringen gesellschaftlichen Wertschätzung sowohl der KlientInnen als auch der Sozialarbeit selbst. Da Sozialarbeit ein Beruf ist, der hauptsächlich von Frauen ausgeübt wird, liegt der Vergleich mit der Haus/Frauen/Arbeit nahe: Auch diese Arbeit ist schwer messbar und eher

minderbewertet. Obwohl verberuflichte Teile der Hausarbeit, etwa Spitzenköche oder Pädagogen/PädagogInnen, hohes Ansehen genießen, werden Hausfrauen und Mütter dadurch nicht aufgewertet. Sozialmanagement könnte daher als der Versuch verstanden werden, die oft undurchschaubare Beziehungsarbeit der Sozialarbeit mit marktgerechten Begriffen aufzuwerten, was auch den in dem Beruf tätigen Frauen zugute kommen könnte.

Gleichzeitig könnte jedoch die Sozialarbeit wieder vermehrt in einen verwaltenden und einen ausführenden Teil gespalten werden.

Wichtig scheint auch die Frage nach der Definition der „Erfolgskriterien“. Gelingt es, die Präsenz von Frauen in allen Hierarchieebenen, die Entwicklung frauenspezifischer Ansätze in der praktischen Arbeit als „Qualität“ und „Erfolg“ zu definieren? Die Frage, ob Frauen in der Sozialarbeit durch Sozialmanagement Definitionsmacht gewinnen oder (noch mehr) verlieren, ist noch nicht wirklich geklärt. Jedenfalls gibt es kaum Publikationen, die die Geschlechterfrage thematisieren oder selbstreflexiv damit umgehen (eigene Erfahrung bei der Literaturrecherche und mündliche Auskunft einer Ausbildungsteilnehmerin). Es gibt jedoch einige sehr pessimistische Einschätzungen: Obwohl Frauen in ihrem traditionellen Alltag (Hausarbeit und Kinderversorgung) eine Menge Managementaufgaben ausüben, wird Management und Leitung eher mit „männlichen“ Eigenschaften verbunden. Auch in der Sozialarbeit streben Männer meist sehr schnell Leitungspositionen an (vgl. Glaser 1998, Cree 1996, vgl. auch Kapitel: Geschlechterhierarchie in der Sozialarbeit). In der Ausbildung müssten Frauen daher speziell mit dem Aspekt der Führung und Leitung vertraut gemacht werden, da unter Umständen „...die Sozialarbeit sich zu einem Männerberuf (entwickeln wird), in dem Frauen u.U. nicht einmal auf den unteren Rängen Chancen erhalten werden.“ (Rabe-Kleeberg 1992, zit. nach Glaser 1998, 263). Beziehungsarbeit könnte immer mehr in den Bereich des Ehrenamtes verlegt werden – unter dem Motto „unbezahlte Arbeit ist unbezahlbar“ (Notz 1990). Daher gibt es kritische Stimmen, die ethisch-politische Inhalte (wieder) vermehrt in die Sozialarbeit integrieren wollen. „Gerade daher erscheint mir die Ergänzung dieser Vorstellung der Trainierbarkeit (im Rahmen des Sozialmanagements, Anm.d.Verf.) durch die Beibehaltung der politischen Analyse und die Wertschätzung einer selbstreflexiven psychosozialen Kompetenz von zentraler Bedeutung.“ (Brückner 1992, 14). Auch Brigitte Sellach meint Ähnliches in einem Referat über Qualitätssicherung in der Frauenhausarbeit: „Die Qualität der sozialen Arbeit im Frauenhaus ist nicht neutral, sondern sie muss dem Anspruch genügen, das Recht von Frauen auf ihre körperliche Unversehrtheit als ihr Menschenrecht individuell und kollektiv durchzusetzen.“ (Sellach, 1995, 1). Der neutrale Begriff „Qualität“ ist also durchaus von Werthaltungen geprägt, die mit der Frage der

Definitionsmacht zusammenhängen. Die Frage wird also sein, welche Werthaltungen setzen sich durch, welche „Qualität“ wird anerkannt.

2.4. Sozialarbeit als Menschenrechtsberuf

Zunehmend stärker, vielleicht als Gegenbewegung zur eher pragmatischen Marktorientierung des Sozialmanagements, wird die inhaltlich/ethisch/politische Perspektive der Sozialarbeit als Menschenrechtsprofession (Staub-Bernasconi 1993 sowie mündliche Auskunft vom Österreichischen Berufsverband diplomierter SozialarbeiterInnen). Dies könnte so interpretiert werden, dass sich „die Profession von ihrer Beschäftigung mit der Moralität der Klienten im späten 19. Jahrhundert zu den gegenwärtigen Themen betreffend ethische Dilemmata, ethische Entscheidungsfindung und ethischen Risikenmanagements bewegt hat“. (Reamer 1999, 137). SozialarbeiterInnen werden als die AnwältInnen der KlientInnen gesehen, die sie bei der Durchsetzung ihrer Menschenrechte unterstützen sollen. Es rücken aber auch Themen der Diskriminierung durch die Sozialarbeit selbst sowie daraus resultierende ethische Fragen in den Blickpunkt.

Obwohl die Menschenrechte als eurozentristisch, individualistisch und androzentrisch kritisiert werden, stellen sie für Frauen eine wichtige Argumentationshilfe in der politischen Durchsetzung ihres Anliegen dar. Die Frauenbewegung hat diese Charta relativ früh benutzt, um auf Menschenrechtsverletzungen an Frauen hinzuweisen. Feministische Sozialarbeiterinnen beziehen sich häufig auf Menschenrechte, wenn es um „typisch“ weibliche Einschränkungen oder erlittene Gewalt ihrer Klientinnen geht. Sylvia Staub-Bernasconi hält den Bezug auf Menschen- und Sozialrechtsfragen aufs Engste mit der Theorietradition Sozialer Arbeit Anfang des 20. Jahrhunderts verbunden. Sie ortet erst später eine Ablehnung der Ausweitung Sozialer Arbeit auf gesellschaftspolitische Aspekte im deutschen Sprachraum (Staub-Bernasconi 1993, Waaldijk o.J.). Die Orientierung auf Menschenrechte geben der Profession Sozialarbeit die Möglichkeit, sich wieder verstärkt an den Bedürfnissen von Menschen zu orientieren, sowie politisch für die Durchsetzung von Rechten zu arbeiten. Dies entspricht auch den Berufserwartungen von SozialarbeiterInnen, die vor allem Menschen unterstützen wollen, die in der Gesellschaft nicht zu ihren Rechten kommen (vgl. auch Müller 1999, 18). Staub-Bernasconi sieht in der Menschenrechtsorientierung die Chance, eine Professionalisierung der Sozialen Arbeit zu erreichen durch „das Vermögen, sich eigenbestimmte Aufträge zu geben“ (Staub-Bernasconi 1993, 322). Sie sieht als Aufgabe professioneller Sozialer Arbeit

a) auf der Grundlage wissenschaftlicher Forschung auf die Bedingungen und Folgen verletzter Bedürfnisse hinzuweisen,

- b) die privatisierten Nöte, wenn immer möglich, zusammen mit den AdressatInnen, in öffentliche Themen zu verwandeln und
- c) individuelle wie kollektive Bewertungsprozesse im Zusammenhang mit verletzter Bedürfnisbefriedigung in Gang zu setzen, die sich an der Vorstellung universeller Bedürfnisse und korrespondierender universeller Werte orientieren. (Staub-Bernasconi 1993, 323).

Als Methode der Durchsetzung von Menschenrechten für KlientInnen wird der Empowerment-Ansatz verwendet, der im Prinzip die Ausweitung von Denk- und Handlungsspielräumen zum Ziel hat und an den Stärken und Fähigkeiten von KlientInnen ansetzt und nicht an ihren Defiziten. Dieser Ansatz erweist sich vor allem in der Arbeit mit Frauen als sehr hilfreich, da die Ausweitung von Denk- und Handlungsspielräumen aktive Arbeit gegen die Einschränkung traditioneller Geschlechterrollen und gegen jede andere Form von Diskriminierung bedeutet.

Die Vereinten Nationen, aber auch US-amerikanische SozialarbeiterInnenorganisationen regen in einem 1992 erschienenen Manual an, Menschenrechtsfragen verstärkt zu einem Thema in der Sozialarbeitsausbildung zu machen (Wronka 1999, 197, United Nations 1992). Zum Thema „gender-discrimination“ findet sich in der Broschüre folgende Empfehlung für die Implementierung im Unterricht: „Possibilities for action by social workers in promoting gender-equitable legislation and in raising awareness of gender-related issues could be described and studied. Other avenues could be work with self-help groups, women's groups and others.“ (United Nations 1992, 54). Die Vereinten Nationen zählen verschiedene soziale Probleme auf, die Frauen und Mädchen aufgrund ihres Geschlechts haben und die erklären, warum der Großteil der KlientInnen der Sozialarbeit Frauen sind:

- inequality in the eyes of the law or established custom
- inequality in education, work, property inheritance
- women as heads of families, poverty
- discrimination and sexism

Zu ergänzen ist diese Aufzählung durch den Punkt

- Betroffenheit von Gewalt

Als eine Aufgabe der Sozialarbeit wird das Eintreten gegen Diskriminierung von Frauen angesehen: „As a predominantly female profession, social workers have great potential for women's consciousness and development. They are especially well placed to impact knowledge of rights to women, though they are aware that this may lead to an increase of their women client's conflicts with their men. Research is an important tool for the advancement of women, and one which social work profession is well equipped to undertake. For positive and concerted action, social workers should link up with women's non-governmental organisations at the local, national and

international levels, not least to keep women's issues before governments at every level.“ (United Nations 1992, 65)

Eine Anwendung der Menschenrechtsorientierung auf den Beruf Sozialarbeit selbst würde zahlreiche Diskriminierungen sichtbar machen. So entspricht die Zahl der Angehörigen ethnischer Minderheiten, die die Berufsausbildung absolvieren, bei weitem nicht dem Anteil, den die jeweiligen ethnischen Minderheiten an KlientInnen in den jeweiligen Berufsfeldern haben. Dasselbe gilt für SozialarbeiterInnen mit Behinderungen. Dieses Ungleichverhältnis steht letztlich einer ermächtigenden Arbeit mit den betreffenden KlientInnengruppen entgegen, ist aber letztlich ein eigenes Thema, das den Rahmen dieses Beitrages sprengen würde.

Anhand des Abrisses der Geschichte der Sozialen Arbeit wird deutlich, dass von einer Geschlechterperspektive aus gesehen die Sozialarbeit ein Frauenberuf unter männlicher Kontrolle ist, und Männer, sei es durch ihre Positionen in der Verwaltung, Wissenschaft und Politik, seit den siebziger Jahren ganz konkret innerhalb der Sozialarbeit bestimmenden Einfluss hatten. In sehr vielen sozialen Einrichtungen (ausgenommen Fraueneinrichtungen) und Ausbildungsstätten haben sie wesentlich mehr leitende Positionen inne, als ihrem Anteil in der Sozialarbeit entsprechen würde (vgl. für Österreich: Gruber/Schmidbauer 1991). Sie prägten und prägen daher auch zum überwiegenden Teil die Theorieentwicklung, die Analyse sozialer Probleme und haben dadurch die Definitionsmacht über soziale Probleme und Ausbildungsinhalte. Trotzdem gelingt es Frauen, die in selbstbestimmten Zusammenhängen arbeiten, sich Theorien und Methoden anzueignen, sie neu zu definieren oder selbst zu entwickeln und durch Öffentlichkeitsarbeit und Lobbying ihre Anliegen zu vertreten und, wenn auch oft nicht in der so genannten „ersten Reihe“, wichtige Beiträge zur Professionalisierung der Sozialarbeit zu leisten.

3. BERUFSMOTIVE VON FRAUEN UND MÄNNERN

Das Bild eines Berufes wird durch die Berufsmotive derer bestimmt, die ihn ergreifen wollen – umgekehrt prägen Annahmen über einen Beruf auch die Berufsmotivation. Im Folgenden werden zwei Untersuchungen zu geschlechtsspezifischen Unterschieden zusammengefasst:

Einer Umfrage in Schottland zufolge sind die folgenden Motive die für Frauen wichtigsten, um in der Sozialarbeit tätig zu sein: „Caring for others came much higher up the agenda for this largely middle-class women than other concerns such as financial remuneration or career advancement.“ (Cree 1996, 66). Carol Gilligan stellt mit ihrem Schema der moralischen Entwicklung von Frauen ebenfalls fest, dass Frauen mehr als Männer auf

andere Menschen bezogen sind. (Gilligan 1982). Um diese Theorien und Umfrageergebnisse zu überprüfen, führte Vivienne Cree eine Forschung durch, die versuchte, mehr über den Zusammenhang zwischen „caring“ und den Berufsmotiven von Frauen und Männern herauszufinden. Die zentrale Frage war: „Assuming that women choose to become social workers because caring is somehow central to their sense of self, why do men choose to become social workers?“ (Cree 1996, 67). Die Forschung wurde 1993/94 durchgeführt. Damals waren in Schottland von StudentInnen, die mit der Ausbildung zur SozialarbeiterIn begannen, 29 Prozent Männer (137) und 71 Prozent Frauen (334). Befragt wurden 17 Männer und 18 Frauen, zusätzlich wurden Fragebögen ausgewertet.

Die meisten Befragten entschieden sich für den Beruf im Erwachsenenleben, die wenigsten haben vorher jemals etwas über Sozialarbeit gehört. Viele hatten daher schon andere Berufserfahrungen, wobei deutliche Unterschiede zwischen Männern und Frauen bestehen: Während Frauen hauptsächlich Berufe ausgeübt hatten, die sich mit ihren Versorgungspflichten vereinbaren ließen, oder nur traditionelle Reproduktionsarbeit ausübten, hatten die Männer eine Vielzahl an Beschäftigungen. Die Gründe für ihre berufliche Veränderung waren Bedürfnisse nach mehr Autonomie oder Karriereweiterentwicklung. Frauen entschieden sich häufig für den Beruf der Sozialarbeiterin nach einer Phase, in der sie Kinder und Haushalt versorgt hatten. Deutlich wird als Motiv die Kombination von Unabhängigkeit durch einen Beruf gekoppelt mit der Gewissheit, dass es in der sozialarbeiterischen Tätigkeit um Inhalte geht, in denen Frauen bereits Erfahrung haben – um Beziehungsarbeit. Für Männer ebenso wie für Frauen waren eher berufsbezogene Faktoren für die Berufswahl entscheidend (Abwechslung, Verantwortung usw.) als Bezahlung und Karrieremöglichkeiten.

Andere Forschungen, die eher den Familienhintergrund und dessen Zusammenhang mit der Berufswahl als Schwerpunkt hatten, kamen zum Ergebnis, dass Männer, die frauendominierte Berufssettings wählen, häufiger aus einer nicht-traditionellen Familie kommen (AlleinerzieherInnen), während Frauen, die männerdominierte Berufe ergreifen, eher aus einer traditionellen Familie mit engen Beziehungen zum Vater und zur Mutter kommen. (Lemkau 1984, Chusmir 1983, zit. nach Cree 1996)

Bezüglich der Vorstellungen über die Hauptinhalte von Sozialarbeit gab es kaum geschlechtsspezifische Unterschiede, wohl aber in den Erwartungen über eigene Karrierechancen. Alle Männer nahmen an, dass sie schneller befördert werden als weibliche Kolleginnen, sie beschrieben aber auch andere Vorteile ihres Geschlechtes in der Sozialarbeit: „Because social work is not considered a male profession, it's as if there's not a protocol which is expected of you...you are open, freer as a man...there are not so many expectations of you.“ (Cree 1996, 80). In einer anderen Studie wird dies noch untermauert:

„(...) qualities associated with men are more highly regarded than those associated with women, even in predominantly female jobs...This fact reflects a widespread cultural prejudice that men are simply better than women.“ (Williams 1993 zit. nach Cree 1996, 80). Cree kommt zum Ergebnis, dass die meisten der Befragten Sozialarbeit nicht als Frauenberuf ansehen. „This means that men in social work, while enjoying the advantages of being male in a non traditional environment (better promotion and more autonomy), experience fewer difficulties than men in other women's settings such as nursing“ (Cree, 1996, 81)

Zusammenfassend stellt die Autorin fest, dass trotz ähnlichen familiären Hintergrundes zwischen Männern und Frauen große Unterschiede hinsichtlich der Motive für die Berufswahl gibt. Männer, die Sozialarbeiter werden wollen, tun dies im Bewusstsein, anders zu sein, und mit der Überzeugung, dass sie Qualitäten haben, die nicht als typisch männlich gelten. Sie sehen sich also als etwas Besonderes. Sie treten in den Beruf ein mit dem Vertrauen, dass sie auf der Karriereleiter aufsteigen werden. Im Gegensatz dazu kommen die Frauen in einen Beruf, der Fähigkeiten voraussetzt, die als typisch weiblich gelten. Sie sehen sich selbst daher nicht als außergewöhnlich oder unkonventionell. Sie sind sich bewusst, dass ihre Karrierechancen geringer sind als die der Männer.

Die Schlussfolgerungen, welche die Autorin daraus zieht: Es sollte vermieden werden, Männer für ihre sozialen Fähigkeiten zu loben und gleiche Eigenschaften bei Frauen vorauszusetzen. „Another area which demands urgent attention is the reappraisal of the 'feminine' side of social work. Social work practice is rapidly becoming more technical, more bureaucratic, more 'masculine' in style, whether carried out by men or by women, and my research has shown that it is the personal, caring, 'feminine' aspects of social work which both women and men social work students see as most worthwhile.“ (Cree, 1996, 84).

In einer Untersuchung, die sich vor allem mit der Berufsmotivation von Sozialarbeiterinnen beschäftigt, kommt Birgit Rommelspacher (1992) zu dem Schluss, dass diese mit ihrer Berufswahl dem ihnen vertrauten sozialen Nahraum verbunden bleiben: „Frauen kommen nicht weit weg von zu Hause“ (Rommelspacher 1992, 138, vgl. auch Cree 1996). Die Nähe zwischen Sozialarbeit und Reproduktionsarbeit wird in vielen Publikationen betont, ebenso das in der geschlechtsspezifischen Sozialisation und Vergesellschaftung angelegte „Bedürfnis“ von Frauen, für andere zu sorgen. Somit ist auch eine der wichtigsten „Machtquellen“ von Frauen die Beziehungsmacht (Rommelspacher 1999). Es ist auffallend, dass keine der Befragten direkt beruflichen Aufstieg und Karriere anstrebte. Im Vordergrund standen eher Wünsche nach horizontaler Erweiterung und Vielfalt der beruflichen Möglichkeiten. Dies scheint auch mit dem Mangel an Vorbildern zusam-

menzuhängen. Frauen machen gemeinhin in der Sozialarbeit keine großen Karrieren.

Trotz der Parallele zwischen privatem und beruflichem Helfen gibt es jedoch auch wichtige Unterschiede, die Machtquellen für Frauen darstellen: „Gerade professionelle Beziehungsarbeit bietet die Chance, öffentlich zu machen, wieviel Zeit es kostet, welches Wissen und Können eingesetzt werden muß, und daß Beziehungsarbeit nicht nur nebenbei, automatisch oder gar instinktiv zu bewältigen ist“ (Rommelspacher 1986, zit. nach Glaser 1998, 253). Ein weiterer Unterschied ist die „Kontroll- und Sanktionsmacht“ (Rommelspacher 1992, 191), die sich durch die berufliche Position ergibt, und nicht „nur“ die prekäre Beziehungsmacht durch die privaten Beziehungen. Gleichzeitig sind Sozialarbeiterinnen in größerem Ausmaß als Sozialarbeiter verunsichert – „wenn Beziehungsarbeit zu Hause nichts wert ist, warum sollte sie es im Beruf sein?“ (Rommelspacher 1992, 192). Dies könnte eine Ursache dafür sein, dass Sozialarbeiterinnen sich weniger für eine Erhöhung der Bezahlung und des Prestiges des Berufes einsetzen als männliche Kollegen. Im Unterschied zu Männern wählt die Frau einen traditionellen Frauenberuf, manchmal auch, weil sie sich nicht „mehr“, das heißt einen „Männerberuf“, zutraut. „Die Interviews haben gezeigt, wie sehr die Frauen den Kriterien der Professionalität mißtrauen und wie unwohl sie sich in Positionen fühlen, die sie von der Lebenswirklichkeit der KlientInnen abtrennen.“ (Rommelspacher 1992, 193). Vielen Frauen ist der zwiespältige Charakter der Professionalisierung bewusst, da die Beziehung zu Menschen niemals mit anderen Dienstleistungen gleichgesetzt werden kann und Soziale Arbeit ihre Haupterfolge durch Beziehungsarbeit hat. Es besteht jedoch die Gefahr, dass diese in der Hierarchie immer weiter nach unten gedrängt wird. Dort stellt sich aber als zentraler Widerspruch „anderen helfen zu wollen, zugleich selbst aber in einer machtlosen Position zu sein“. (Rommelspacher 1992, 195). Umgekehrt ist selbstverständlich auch die Auseinandersetzung mit Machtwünschen, die sich in der Arbeit mit Abhängigen und Unterprivilegierten besonders leicht entwickeln und die Gefahr des Machtmissbrauches beinhalten, wichtig.

Viele Frauen wählen den Beruf der Sozialarbeiterin aber auch aus Selbstverwirklichungs- und Sinnstiftungsgründen: „Gerade weil Sozialarbeit eine Welt mit buntscheckigen Berufslandschaften, schillernden Kompetenzerwartungen und vielfältigen Identifikationsmöglichkeiten ist, bietet sie sich als ein Projektionsfeld für multiple Erwartungen an. Sozialarbeit ist für die Frauen der Gegenwart nicht deshalb attraktiv, weil sie ein traditioneller Frauenberuf ist, sondern weil sie kunterbunte Hoffnungen auf sich zu ziehen vermag. Darin stecken Risiken und Chancen.“ (Heinemeyer, 1994, 214). Die Entscheidung für den Beruf Sozialarbeiterin ist und bleibt für Frauen eine zwiespältige: einerseits ein „typischer“ Frauenberuf und andererseits ein vielfältiger, sinnstiftender Beruf. Beide Motive sind schon bei den frühen

Sozialarbeiterinnen zu finden, der Dienst am anderen als einzige Möglichkeit als Frau berufstätig zu sein, gleichzeitig aber auch Selbstverwirklichung und Emanzipation.

4. GESCHLECHTSHIERARCHISCHE STRUKTUR DER SOZIALARBEIT

Auf den ersten Blick ist auffällig, dass sich nur eine verschwindende Zahl von Publikationen dem Thema Geschlechterverhältnis in der Sozialarbeit widmet. Eine der ersten war die Untersuchung von Hans Drake (1980), der feststellte: „Es scheint, als ob Frauen in der Sozialarbeit sich wegen ihres Geschlechts beruflich nicht diskriminiert fühlen. Und doch zeigen entsprechende Untersuchungen eindeutig, daß sie ihren männlichen Kollegen gegenüber benachteiligt sind: in der Entlohnung, den Aufstiegsmöglichkeiten und dem faktischen Ausschluß von bestimmten Arbeitsfunktionen.“ (Drake 1980, 46).

Frauen werden auf dem Arbeitsmarkt prinzipiell als Trägerinnen einer Berufs- und einer Geschlechterrolle angesehen und sehr häufig werden Vorannahmen auch zu den Gründen für ihren mangelnden beruflichen Aufstieg: „Da sie lieber mit Menschen arbeiten, bleiben sie auf der untersten Ebene der Hierarchie im Kontakt mit Kunden, Patienten, Klienten und Kindern, da sie es vorziehen, ein gutes persönliches Verhältnis zu den Kollegen zu haben, scheuen sie die Konkurrenz um höhere, leitende Positionen, da sie die Unterbrechung des Berufsverlaufs antizipieren, bemühen sie sich erst gar nicht um Weiterbildung, da sie das Verhältnis zum Vorgesetzten eher personalisieren, neigen sie zu individuellen Durchsetzungsstrategien – oder den Verzicht darauf um des guten Verhältnisses willen.“ (Rabe-Kleberg zit. nach Bader u.a. 1990, 30).

Diese Faktoren, die sicherlich für einige Frauen gelten, werden jedoch auf alle Frauen übertragen, egal ob sie diese Orientierung haben, ob sie Kinder planen oder nicht. Sie werden auf dem Arbeitsmarkt nur als teilweise verfügbar betrachtet – und dies scheint in der Sozialarbeit nicht anders zu sein. Eine österreichische Untersuchung aus dem Jahre 1991 (Gruber/Schmidbauer) untersuchte sowohl die Berufsfelder der Sozialarbeit, in denen Männer und Frauen tätig sind, als auch Faktoren wie Bezahlung und Zugang zu Leitungsfunktionen anhand der AbsolventInnenjahrgänge 1976 und 1986. Laut dieser Untersuchung arbeiten Frauen zum überwiegenden Teil (43 %) im Arbeitsbereich „Kinder/Jugend und Familie“ (in diesem Bereich arbeiten nur 17 % der Männer). Der dominante männliche Arbeitsbereich ist „Bewährungshilfe/Strafvollzug“ mit 32 Prozent der männlichen und vier Prozent der weiblichen AbsolventInnen. Frauen verdienen signifikant weniger als Männer, zum Teil ist dies durch die kürzere wöchentliche Arbeitszeit zu

erklären, eine statistische Überprüfung bestätigt, dass „die Bezahlung geschlechtsabhängig (ist), die wöchentliche Arbeitszeit nicht geschlechtsspezifisch unterschiedlich (ist) und Arbeitsausmaß und Bezahlung zusammenhängen“. (Gruber 1995, 120). Auch in Leitungsfunktionen sind Frauen seltener anzutreffen als Männer (acht Prozent der Frauen und 19 Prozent der Männer). Wenn die Kategorie „teilweise leitend“ dazugenommen wird, erhöht sich der Anteil der Frauen auf ein Fünftel und jener der Männer auf ein Drittel. (Gruber 1995, 121). Weitere Ergebnisse dieser Untersuchung: Frauen können seltener Schreiarbeiten delegieren und Fortbildung zieht bei Frauen häufig keine inhaltliche Erweiterung ihres Tätigkeitsbereiches nach sich.

In einer deutschen Untersuchung aus dem Jahr 1991 wurden alle Jugendämter im Bundesland Rheinland analysiert: Insgesamt sind in Deutschland 69 Prozent SozialarbeiterInnen Frauen, auf der unteren Ebene der Jugendämter sind gemäß des Anteils 69 Prozent Frauen und 31 Prozent Männer vertreten, in der mittleren Führungsebene (Gruppenleitung) stehen 50 Prozent Frauen 50 Prozent Männern gegenüber, während auf der nächsthöheren Leitungsebene 66 Prozent der Funktionen mit Männern und 34 Prozent mit Frauen besetzt sind. Diese Ergebnisse liegen nicht nur an der sehr häufig beschriebenen „Erfolgsangst“ von Frauen oder ihrer Angst, durch den Aufstieg Zuwendung (z.B. eines Teams) zu verlieren. In der Untersuchung von Marianne Meinhold (1993) gaben 56 Prozent der von ihr befragten Sozialarbeiterinnen an, dass sie sich für eine höhere Position bewerben würden. Von diesen glauben zwei Drittel, dass sie nach der Beförderung mehr Anerkennung erhalten und sich die Beziehungen zu den KollegInnen nicht verschlechtern würden. Die größten Hindernisse für Frauen, sich für Führungspositionen zu bewerben, sind neben den allseits bekannten sexistischen Barrieren sicherlich die auch von Brückner 1992 erwähnten und von Meinhold (1993) ebenfalls aufgegriffenen hohen Erwartungen an eine Frau, in ihrer Position alles „besser“ zu machen. „Je mehr Frauen in Führungspositionen aufsteigen, desto stärker werden die unterschiedlichen Fähigkeiten und Unzulänglichkeiten weiblicher Führungskräfte sichtbar werden, wie es schon immer bei den männlichen Führungskräften geschieht.“ (Meinhold 1993, 77). Der „weiblichen“ Orientierung steht die Autorin skeptisch gegenüber: „Alle Untersuchungen, in denen die besonderen therapeutischen Fähigkeiten von Frauen betont werden, sollten mit Vorbehalt aufgenommen werden, sofern sie unterschiedslos von ‚Frauen‘ sprechen und soweit sie die interaktiven Momente – zum Beispiel die Erwartungen von Klienten – vernachlässigen. Festzustehen scheint, dass sich die meisten Frauen im Herstellen und Pflegen von zwischenmenschlichen Beziehungen mehr üben und bewähren, als dies Männern unterstellt wird.“ (Meinhold 1993, 58).

Zwischenmenschliche Beziehungen, besonders die zu Männern, stellen für Frauen häufig ein Karrierehindernis dar, auch in der Sozialarbeit: „Interessant

in diesem Zusammenhang ist eine US-amerikanische Untersuchung, die zeigt, daß es in ‚dual-career families‘ (im Bereich der Sozialarbeit: Anm. d. Verf.) in der Regel eine Sache von wenigen Jahren ist, in denen bei gleicher Ausgangsposition zu Berufsanfang die Frauen dann statusmäßig abfallen und daß für Sozialarbeiterinnen das Zusammenleben mit einem Partner sehr viel hinderlicher für eine Karriere ist als die Versorgung eigener Kinder.“ (Stacey 1986, zit. nach Rommelspacher 1992, 185).

Die Auswirkungen der geschlechtshierarchischen Struktur sind vielfältig: Bezüglich geschlechtsspezifischer Angebote zeigen sich große Lücken vor allem in den größeren sozialen Einrichtungen. So gibt es nach Recherchen von Studentinnen 1998 in Wien keine frauenspezifischen Angebote im Bereich „illegale Drogen“, und viele andere frauenspezifische Einrichtungen verfügen nicht über eine ausreichende finanzielle Ausstattung. Dies ist zwar in einigen westeuropäischen Ländern anders, doch zeigt sich in Publikationen über Sozialarbeit, dass geschlechtsspezifische Themen bestenfalls ansatzweise aufgegriffen werden. Insgesamt fällt auf, dass in der Literatur über Sozialarbeit, wenn überhaupt, nur weibliche Autorinnen den Faktor „Geschlecht“ für erwähnenswert halten. „Es gibt kaum institutionalisierte frauenspezifische Angebote. Die sozialarbeiterischen Einrichtungen sind alle irgendwie geschlechtsneutral. Die männlichen Entscheidungsträger kümmert das nicht, daß Frausein in allen gesellschaftlichen Bereichen eine spezielle Problematik birgt.“ (Homm 1994, zit. nach Gruber 1995, 123). Unter geschlechtsneutralen Angeboten finden sich aber meist Angebote, die auf die männliche Biographie zugeschnitten sind, ohne allerdings den Faktor „Männlichkeit“ explizit zu benennen. Im Bereich „Kinder/Familie“ – wo viele der „allgemeinen“ Angebote implizit nur Frauen meinen (dass die Mütterberatungsstellen des Amtes für Jugend und Familie in Österreich vor einigen Jahren in Elternberatung umbenannt wurden, ändert daran wenig) – ist es hingegen genau umgekehrt, wodurch unsichtbar gemacht wird, wer die mit der Kinderversorgung verbundene Arbeit leistet.

Auffallend gering sind auch – vor allem im Vergleich zu den Einrichtungen, die Frauen hauptsächlich in ihrer Funktion als Mütter ansprechen – jene sozialarbeiterischen Angebote, die Frauen in ihrer Berufstätigkeit fördern und unterstützen. Viele sozialarbeiterische Angebote sind daher bezüglich ihrer Geschlechterrollenorientierung als eher traditionell einzustufen.

Die Geschlechterhierarchie hat jedoch auch Auswirkungen auf das Frauenbild der KlientInnen: „Diese Geschlechterhierarchie verhindert jeden emanzipatorischen Charakter der Sozialarbeit. Klientinnen erleben die Sozialarbeiterin in einer untergeordneten Rolle. Daher wird wieder ein untergeordnetes Frauenbild vermittelt, egal ob männlichen oder weiblichen

Klientinnen“ (Homm 1994, zit. nach Gruber 1995, 123). Da viele soziale Probleme ihre Ursache in traditionellen Rollenbildern haben, dient diese Tatsache sicher nicht der Prävention.

5. SCHLUSSFOLGERUNGEN

„Soziale Frauenberufe sind in spezifischer Weise von sozialpolitischen Definitionen abhängig. Durch diese wird bestimmt, welche Reproduktionsleistungen von Frauen in beruflicher Form und welche privat zu erbringen sind. Außerdem sind diese Berufe – wie kaum ein Männerberuf – von konjunkturellen und ideologischen Schwankungen abhängig.“ (Schmidbauer 1994, 30f). Entscheidend ist, ob Sozialarbeiterinnen das Erbe der „geistigen Mütterlichkeit“ überwinden können, da sonst die Nähe zur (unbezahlten) Reproduktionsarbeit eine immer wiederkehrende Debatte über Sozialarbeit als Beruf oder ehrenamtliche Tätigkeit auslösen kann. Die Strömung des Sozialmanagements ist sicherlich ein Schritt in Richtung weiterer Verberuflichung. Inwieweit Frauen daran partizipieren können oder in das (dann noch stärker) kontrollierte Eck der Beziehungsarbeiterin abgedrängt werden, ist noch ungewiss. Sozialarbeit sollte, auch dort wo sie gelehrt und wo sie Gegenstand von Forschung ist, zu einem Frauenberuf gemacht werden (vgl. auch Schmidbauer, 1994). Entsprechende Förderpläne oder die verstärkte Reflexion des Sozialmanagements aus geschlechtsspezifischer Sicht stehen noch aus.

Der Begriff der Frauenförderung ist sehr umstritten, könnte er doch so verstanden werden, dass Frauen besondere Unterstützung brauchen, um im Berufsleben Fuß zu fassen. Als Teil einer allgemeinen Gleichstellungspolitik beinhaltet der Begriff jedoch viel mehr: „Die Instrumente der Frauenförderung – Gleichstellungsinstitutionen, Förderpläne und gesetzliche Regelungen – sollen dazu dienen, die strukturellen Benachteiligungen von Frauen abzubauen. Insofern ist Frauenförderung eine politische Aufgabe.“ (Meinhold 1993, 78). Sie kann zur Geschlechterdemokratie in der Sozialarbeit beitragen. Mittlerweile gibt es bei ExpertInnen die Übereinkunft, dass Frauenförderung folgende Kriterien beinhalten soll:

- Stellenausschreibung – es sollten sich Frauen direkt angesprochen fühlen.
- Einstellungsverfahren: Frauen sollten bevorzugt eingestellt werden, bis sie auf jeder Ebene anteilmäßig (Frauenanteil im jeweiligen Beruf) gleich vertreten sind (leistungsbezogene Quote).
- Aus- und Fortbildung sollte frauenfreundlich organisiert werden – am Wohnort der Frauen oder mit Kinderbetreuungsmöglichkeit, frauen- bzw. geschlechtsspezifische Themen sollten angeboten, geschlechtsspezifische Betrachtungsweisen sollten in alle Unterrichtsgegenstände integriert werden.

- Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Dazu gehört die Möglichkeit der Beurlaubung und die der Teilzeitarbeit auch in gehobenen Positionen (vgl. Meinhold 1993).

Ein Nachteil der Fördermaßnahmen ist der Mangel an Sanktionen im Fall der Nichteinhaltung eines Förderplanes. In der Sozialarbeit ergäben sich jedoch genügend Möglichkeiten vor allem von Seiten der finanzierenden Stellen, darauf Einfluss zu nehmen. Förderpläne sollten möglichst von den Institutionen und Ausbildungseinrichtungen selbst erstellt werden. „Die polemischen Argumente gegen eine leistungsbezogene Quotenregelung unterschlagen, daß immer schon irgendwelche ‚Quotenregelungen‘ – zumeist zuungunsten von Frauen – praktiziert werden, seien es Quotierungen nach dem Parteienproporz, seien es undurchschaubare Regelungen.“ (Meinhold 1993, 82).

Insgesamt scheint es für die Zukunft des Berufes wichtig, die Kategorie „gender“ als eine zentrale Strukturkategorie, sowohl hinsichtlich der Interaktion mit KlientInnen als auch der Berufsfeldsegregation und der Karrierechancen von Sozialarbeiterinnen, stärker zur berücksichtigen.

Audrey Mullender formuliert fünf zentrale Bereiche, in denen die Kategorie „gender“ in die soziale Arbeit integriert werden sollte:

- „Gender must be on the agenda in all matters relating to the organisation and practice of social work.
- Women have traditionally been discriminated against society and its institutions, including social work.
- Women's needs and experiences of life are different from men's.
- Groups and organisations established by women for women and run to women's agendas are the best means of empowering women.
- Men, too, both as professionals and as service users, need to be challenged to rethink their traditional roles and assumptions.“ (Mullender 1997, 43).

Frauen haben zwar die Professionalisierung der Sozialarbeit begründet und immer entscheidend daran mitgewirkt. Leitungspositionen und Definitionsmacht hat ihnen dies jedoch nur in geringem Maß gebracht. Gleichzeitig ist es durch die Frauenbewegung gelungen, einige wichtige Ansätze und Themen innerhalb der Sozialarbeit zu „besetzen“, die mittlerweile auch allgemein anerkannt sind – „Dennoch wäre es ... Sozialarbeiterinnen durchaus zu wünschen, ein stärkeres Lohnarbeiterinnenbewußtsein auszubilden. Das hieße u.a., die ‚verborgenen‘ Qualifikationen im Anforderungsprofil sichtbar zu machen und sich damit des Erbes der geistigen Mütterlichkeit zu entledigen.“ (Schmidbauer 1994, 31). Eine wesentliche Frage wird sein, inwieweit es der Sozialarbeit gelingt, die erwähnten – häufig geschlechtsspezifischen – Dichotomien zwischen Theorie und Praxis, zwischen emphatischem Helfen und rationalem Analysieren der Ursachen sozialer Probleme zu überwinden und zu einer Geschlechterdemokratie im Beruf Sozialarbeit zu gelangen.

Übung: Sexismus in Einrichtungen der Sozialarbeit

Methode: Gruppenarbeit, Diskussion, Theorie-Input

Zeit: 30 Minuten

Aufgabe: Erinnern Sie sich an eine Situation/Situationen während Ihres Praktikums oder Ihrer Ausbildung, in der Sie Diskriminierung aufgrund des Geschlechtes erlebt/beobachtet haben.

Fragen:

- Worin bestand die Diskriminierung?
- Wie ging es Ihnen dabei? Wie fühlten Sie sich?
- Was haben Sie getan?
- Was hätten Sie gerne geändert? Was ist dazu notwendig?

Bericht in der Großgruppe, Diskussion, Theorie-Input über Strategien gegen Sexismus

Übung: Diskriminierungen in der Sozialarbeit

Ziel: Sensibilisierung für spezifische Diskriminierungen, die bestimmte Gruppen von KlientInnen erleben.

Hilfsmittel: Flip-Chart, Stifte

Methoden: Gruppenarbeit/Brainstorming/Diskussion

Zeit: Insgesamt 1 Stunde, Gruppenarbeit 1/2 Stunde

Aufgabenstellung: Überlegen Sie, welche spezifischen Vorurteile/Diskriminierungen Menschen aufgrund der

- Nationalität
- Religion
- Klasse/Schicht
- Behinderung
- sexuellen Orientierung

in Einrichtungen der Sozialarbeit erleben können.

Schreiben Sie die Ergebnisse auf und präsentieren Sie diese in der Großgruppe.

Variante: Überlegen Sie, ob und wie diese Diskriminierungen Frauen und Männer unterschiedlich betreffen.

Basisliteratur

Brückner, Margrit (1992). Sozialmanagement – Der neue Blick auf soziale Arbeit. In: Margrit Brückner (Hg.): Frauen und Sozialmanagement. Freiburg im Breisgau, 7 – 19.

Glaser, Maria (1998). Der dornige Weg. Vom Muttertier zur mütterlichen Sozialarbeit. In: Gudrun Perko: Mutterwitz. Wien, 248 – 274.

Literaturverzeichnis

Andersson, Bonnie S. / Judith P. Zinsser (1995). Eine eigene Geschichte – Frauen in Europa. Band 2: Vom Absolutismus zur Gegenwart. Frankfurt/Main.

Badelt, Christoph (1991). Unterschiede und Gemeinsamkeiten von wirtschaftlichen und sozialen Organisationen. In: ÖKSA (Hg.): Sozialmanagement, planen – leiten – handeln im sozialen Bereich. Wien, 11 – 32.

Berndt, Heide (1999). Pathos und Appell – Zum moralischen Rüstzeug der frühen Sozialarbeit, dargestellt an Alice Salomon. In: Peter Pantucek / Monika Vysloulzil (Hg.): Die moralische Profession, Menschenrechte & Ethik in der Sozialarbeit. St. Pölten, 25ff.

Brückner, Margrit (Hg.) (1992). Frauen und Sozialmanagement. Freiburg im Breisgau.

Brückner, Margrit (1996). Frauen- und Mädchenprojekte. Von feministischen Gewißheiten zu neuen Suchbewegungen. Opladen.

Burden, Diane / Naomi Gottlieb (1987). The Women Client. New York / London.

Cree, Vivienne E. (1996). Why do men care? In: Kate Cavanagh / Vivienne E. Cree: Working with men. Feminism and social work. Routledge, 65 – 86.

Dominelli Lena / Eileen McLeod (1989). Feminist social work. London.

Drake, Hans (1980). Frauen in der Sozialarbeit. Neuwied.

Feiler, Lizzi (1991). Ist Sozialarbeit managbar?. In: ÖKSA (Hg.): Sozialmanagement, planen – leiten – handeln im sozialen Bereich. Wien, 33 – 42.

Fox-Wallner, Wally (1994). Frauenbewegung und Entwicklung der Sozialarbeit – Ein verflochtenes Thema. In: Verein für Bewährungshilfe und Soziale Arbeit (Hg.): Frauen und soziale Arbeit. Wien, 13 – 23.

Glaser, Maria (1998). Der dornige Weg. Vom Muttertier zur mütterlichen Sozialarbeit. In: Gudrun Perko: Mutterwitz. Wien, 248 – 274.

Gruber, Christine / Ingrid Schmidbauer (1991). Wodurch unterscheiden sich drei Viertel von einem Viertel? Geschlechtsspezifische Unterschiede zwischen Frauen und Männern in der Sozialarbeit. In: ISOSO: Sozialberufe. Untersuchung über Veränderungen der Anforderungen an Sozialarbeit. Unveröff. Projektbericht. Wien, 85 – 102.

Gruber, Christine (1995). Sozialarbeit – ein Frauenberuf? Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Sozialarbeit. In: Heinz Wülfing: Konturen der Sozialarbeit. WUV Univ.-Verlag. Wien, 116 – 124.

Heinemeier Siegfried (1994). Sozialarbeit: Nornagel oder Sinnquelle? In: Uta Schatteburg (Hg.): Aushandeln, Entscheiden, Gestalten – Soziale Arbeit, die Wissen schafft. Hannover, 173 – 218.

Meinhold, Marianne (1993). Sozialarbeiterinnen – Frauenkarrieren. Münster.

Mittermeier, Susanne Birgit (1994). Die Jugendfürsorgerin. In: L'Homme, Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft, 5. Jahrgang, Heft 2, 102 – 120.

Müller, Wolfgang C. (1999). Selbsterziehung – Umerziehung – Lebenshilfe, Kreuzwege Sozialer Arbeit in Deutschland. In: Peter Pantucek / Monika Vysloulzil (Hg.): Die moralische Profession, Menschenrechte & Ethik in der Sozialarbeit. St. Pölten, 17 – 24.

Notz, Gisela (1990). Ist unbezahlte Arbeit unbezahlbar? In: Christa Cremer, Christiane

- Bader / Anne Dudeck: Frauen in sozialer Arbeit. Zur Theorie und Praxis feministischer Bildungs- und Sozialarbeit. Weinheim / München, 95 – 106.
- Puch, Hans-Joachim (1994). Organisation im Sozialbereich. Eine Einführung für soziale Berufe. Freiburg im Breisgau.
- Riedl, Gabi (1991). Begrüßungsrede in: ÖKSA (Hg.): Sozialmanagement, planen – leiten – handeln im sozialen Bereich. Wien, 9 – 10.
- Rommelspacher, Birgit (1992). Mitmenschlichkeit und Unterwerfung. Zur Ambivalenz der weiblichen Moral. Frankfurt / New York.
- Rommelspacher, Birgit (1999). Weibliche Ambivalenz und gesellschaftliche Rahmenbedingungen. In: Verein Wiener Frauenhäuser: Fortschritte: Wege aus der Ambivalenz. Wien. Zu beziehen über: Verein Wiener Frauenhäuser, 1160 Wien, Weinheimergasse 4/5
- Sachße, Christoph (1994). Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871 – 1929. Opladen.
- Schauer Ulrike (1994). Zusammenhang zwischen Frauengeschichte, Frauensozialisation und der Berufswahl zur Sozialarbeiterin. In: Verein für Bewährungshilfe und Soziale Arbeit (Hg.): Frauen und soziale Arbeit. Wien, 33 – 42.
- Schmidbauer Ingrid (1994). Sozialarbeit als Frauenberuf. Linz.
- Sellach Brigitte (1995). Qualitätssicherung: Was kommt auf die Frauenhäuser zu? Vortrag gehalten auf der Frauenhaustagung, Wien.
- Simmel-Joachim, Monika (1990). Frauen in der Geschichte der sozialen Arbeit – zwischen Anpassung und Widerstand. In: Christa Cremer / Christiane Bader / Anne Dudeck: Frauen in sozialer Arbeit. Zur Theorie und Praxis feministischer Bildungs- und Sozialarbeit. Weinheim / München, 42 – 59.
- Staub-Bernasconi, Sylvia (1989). Ermächtigung von Frauen als Prozeß, unveröff. Manuskript, Boldern.
- Tillmann Jan (1994). Sozialarbeitswissenschaft im Werden. In: Uta Schatteburg (Hg.): Aushandeln, Entscheiden, Gestalten – Soziale Arbeit, die Wissen schafft. Hannover, 17 – 50.
- United Nations (1992). Teaching and Learning about Human rights – A Manual for Schools of Social Work and the Social Work Profession. New York.
- Waldijk, Berteke (o.J.). A new World for Women – Gender and History of Social Work in the Netherlands and the United States.
- Wilfing, Heinz (1995). Konturen der Sozialarbeit. Wien.
- Wronka, Joseph (1999). Teaching Human Rights to Social Work Students. In: Peter Pantucek / Monika Vyslouzil Monika (Hg.): Die moralische Profession, Menschenrechte & Ethik in der Sozialarbeit. St. Pölten, 197 – 210.
- Zeller, Susanne (1994). Geschichte der Sozialarbeit als Beruf. Bilder und Dokumente 1893-1939. Pfaffenweiler.

CHRISTIAN KULLBERG

Gender and social work. Research on gender differences in the treatment of clients in welfare institutions

1. INTRODUCTION

In the 1960s and 1970s, in the area of social work, there was considerable interest among both theoretical and practical social workers in the questions of how non-repressive methods can be developed in the daily work with "social problems" (e.g. Becker, 1967; Bailey & Brake, 1980; Corrigan & Leonard, 1981). The class society and the treatment of marginalised groups by society were two issues that attracted a relatively large amount of attention during these two decades. Since the 1980s, more attention has instead been paid to inequality between women and men, based on a gender-hierarchical and segregated society. Scientists have been studying conditions in the labour market (Hartmann, 1976; Cockburn, 1983) and in the family (Haavind, 1982); Björnberg, 1994; Holter & Aarseth, 1994; Björnberg, & Sass, 1997). It is only in the last ten years that studies of conditions in other areas such as health care and social service have attracted more attention. Questions concerning, for example, what treatment women and men receive in social welfare or other institutions of the welfare state have until recently been paid relatively little attention in Swedish as well as Scandinavian research.

In research performed in the 1990s (Kullberg, 1994, 1996, 1997) and in an on-going research project (Kullberg, 2000), I address the question of social welfare officers' perception and handling of male and female clients. The overall aim of this research is to obtain systematic knowledge of the content and meaning of such genderising processes that form a part of the daily activities of the practice of social work.

The theoretical point of departure for the research is the understanding of the patriarchal structure, namely men's domination over women within such specific institutional arrangements, the kind of specific discourses and the practices that form the field of activity called social work.

In this chapter, I will report on some of the findings from research on gender differences in the treatment of male and female clients in welfare institutions. However, I will start by giving a short account of a theoretical perspective of the gender system.